

7. Sekundärliteratur

Familien-Nachrichten für die Nachkommen A. H. Franckes.

Halle (Saale), 1911

Otto Niemeyer

Nutzungsbedingungen

Die Digitalisate des Francke-Portals sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen für wissenschaftliche und private Zwecke heruntergeladen und ausgedruckt werden. Vorhandene Herkunftsbezeichnungen dürfen dabei nicht entfernt werden.

Eine kommerzielle oder institutionelle Nutzung oder Veröffentlichung dieser Inhalte ist ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des Studienzentrums August Hermann Francke der Franckeschen Stiftungen nicht gestattet, das ggf. auf weitere Institutionen als Rechteinhaber verweist. Für die Veröffentlichung der Digitalisate können gemäß der Gebührenordnung der Franckeschen Stiftungen Entgelte erhoben werden.

Zur Erteilung einer Veröffentlichungsgenehmigung wenden Sie sich bitte an die Leiterin des Studienzentrums, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Terms of use

All digital documents of the Francke-Portal are protected by copyright. They may be downloaded and printed only for non-commercial educational, research and private purposes. Attached provenance marks may not be removed.

Commercial or institutional use or publication of these digital documents in printed or digital form is not allowed without obtaining prior written permission by the Study Center August Hermann Francke of the Francke Foundations which can refer to other institutions as right holders. If digital documents are published, the Study Center is entitled to charge a fee in accordance with the scale of charges of the Francke Foundations.

For reproduction requests and permissions, please contact the head of the Study Center, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Otto Niemeyer (XII. 47)

praktischer Arzt in Potsdam, Sohn von Professor Dr. Max Niemeyer und seiner Gattin Martha geb. Rehorst, Urentel von Franz Anton Niemeyer. Siehe Tafel 6 b.

Ausgerückt mit der Sanitätskompagnie Nr. 3 des Garde-Korps als Assistenzarzt, Vormarsch durch Belgien, Stellungskämpfe um Reims, November 1914 bei Ypres eingesetzt, Januar-Februar 1914 Batl.-Arzt beim Landw.-Inf.-Rgt. Nr. 116 in der Champagne (Perthes). März wieder bei der Sanitätskompagnie, Champagneschlacht (Ripont). Im Sommer 1915 bei der Mackensen-Armee in Rußland bis Brest-Litowsk. Oktober 1915 bis Januar 1916 in Busch mit San.-Komp. Nr. 3 in Ruhe (bei Noyon). 9. Februar 1916 zum 1. Garde-Rgt. versetzt. Stellungskämpfe bei Noyon (Fresnières). September 1916 erste Sommeschlacht. Oktober 1916 Stellungskampf um Noyon. November 1916 bis Februar 1917 zweite Sommeschlacht (Boudincourt). — April bis Mai 1917 Aisneschlacht, Mai bis Juni 1917 Argonnen, Juli bis August 1917 Einnahme von Tarnopol. September bis Oktober 1917 Einnahme von Riga, Stellungskämpfe bei Wenden. Oktober 1917 bis Januar 1918 Stellungskämpfe um Reims. Februar bis März 1918 Ausbildung. März bis April 1918 Frühjahrsoffensive, vorgekommen bei Grisevès. Mai bis Juni 1918 Aisneoffensive. Juli 1918 Argonnen, amerikanische Offensive. Von da bis 10. November ununterbrochene Rückzugsgefechte. Am 10. November 1918 griff das 1. Garde-Rgt. den über die Maas gekommenen Feind an, machte 200 Gefangene und zwang ihn auf das andere Ufer zurück. — Rückzug durch Frankreich-Belgien bis Weßlar. Von Weßlar Bahnfahrt nach Güterbog, Marsch bis Potsdam. Am 11. Dezember 1918 Einzug in Potsdam.

Otto Niemeyer erhielt am 9. November 1914 das Eiserne Kreuz II. Kl. und am 27. Januar 1918 das Eiserne Kreuz I. Kl.

Von der Garnison bis zum ersten Verbandspatz.

Im Sommer 1914 stand ich als Assistenzarzt an der Hauptkadettenanstalt in Lichterfelde und erlebte in dieser schönen

Garnison im Kameradenkreise herrliche Tage. Während man in Thorn, wo ich im Winter 1913/14 beim Inf.-Regiment v. Borcke stand, stets von einem drohenden Kriege mit Rußland sprach, verschiedene Grenzvorfälle gaben dauernd dazu Anlaß, wußte man hier in Lichterfelde nichts von Krieg und Kriegsgeschrei. Nur wenn ich auf der Bahn von Lichterfelde nach Berlin den damals in der „Berliner Illustrierten Zeitung“ erscheinenden Roman „Sturmzeichen“ von Skowronnek las, gedachte ich hin und wieder der ernstesten Gespräche der Thorner Offiziere. Ende Juli 1914 bekam ich Urlaub und besuchte einen Jugendfreund auf seinem Gute in Westpreußen. Am 30. Juli machten wir einen Ausflug nach Danzig und Zoppot. Und dort in Danzig kam mir mit Wucht der Ernst der Zeit zum Bewußtsein. Während ich durch die Straßen schritt, gab es plötzlich einen Menschenauflauf, und ich hörte Hurrageschrei. Und da sah ich auch schon einen weißbärtigen Husarengeneral auf einem Schimmel dahereiten, dem die Menge zujubelte. Es war Mackensen. In Zoppot ging es zunächst noch ruhig zu; als sich aber in den Nachmittagsstunden die Nachrichten vom drohenden Kriege häuften, die auf der Kurpromenade und dem Seesteg ausgerufen wurden, da winnelte bald das Völkchen der Badegäste durcheinander; und auf der Rückfahrt gab es auf der Bahn schon die Zustände, die jedem sattfam bekannt sind. Auf des Freundes stillem Landstige erwartete mich der Fernspruch, der mich in die Garnison abrief. Nun wußte ich es: es wird Krieg geben. Es ist weder ein Gefühl der Freude gewesen, das mich da packte, noch das des Schreckens. Ich dachte bloß, jetzt wird dein Leben ganz anders werden, es wird ein Erleben. Ich fuhr am 31. Juli im überfüllten Zuge nach Berlin.

Es war am 3. August, dem zweiten Mobilmachungstage, als ich mich bei der Truppe, mit der ich in den Weltkrieg ziehen sollte, meldete, der Sanit.-Komp. Nr. 3 des Gardekorps, die vom 3. Garde-Regt. z. F. und der Garde-Trainabteilung aufgestellt wurde. Der erste Eindruck, den ich von unserer Formation hatte, war ein schlechter. Weder der Kommandeur noch der Chefarzt hatten eine Ahnung von der Tätigkeit einer Sanitäts-Kompagnie, und unsere Leute, die uns vom 1. und 3. Garde-Regt. überwiesen

wurden, waren zum Teil nicht einmal als Krankenträger ausgebildet. Und so bekam ich, weil ich kurz vorher bei einer Übungskompanie gewesen war und am meisten mit allem Bescheid wissen mußte, den Sonderauftrag, die Mannschaften auszubilden, was ich dann auch, so gut oder schlecht es ging, tun mußte.

Am 10. August morgens 10 Uhr rückten wir nach einem Hurra auf unseren allerhöchsten Kriegsherrn ab zum Lehrter Güterbahnhof und kamen auf dem Marsche auch durch die Linden. Die Stimmung der Menschen, die die Straßen umsäumten, ist bekannt, die unserer Leute und Offiziere war gut, meine eigene schlecht. Über mich kam wieder der alte Jammer, als Arzt ins Feld ziehen zu müssen und nicht in den vordersten Reihen kämpfen zu können. In den wartenden Zug wurden wir nun in endlos langer Zeit eingeladen. Um 11 Uhr waren wir auf dem Bahnhof, um 3 Uhr sollte der Zug abgehen, um 4 Uhr ungefähr ging er ab. Während die anderen Offiziere noch einmal in die Stadt gingen, mußte ich als Truppenarzt bei meiner Truppe bleiben.

Nach etwa 40 stündiger Fahrt wurden wir noch auf deutschem Gebiet in der Nähe von Engelsburg ausgeladen, wo wir dann eine halbe Nacht blieben. Dort sah es schon recht bunt aus. Viel Militär, doch merkte man vom Kriege noch nicht viel, die Leute badeten, juchzten und ließen es sich wohl sein. Unangenehm wurde es erst, als wir plötzlich nachts um 12 Uhr alarmiert wurden und abrückten. Zwei Ochsenwagen wurden für die Tornister requiriert. Die beiden Bauern betrugen sich recht feindlich, einer fuhr immer mit seinem Ochsengespann gegen die Bäume, bis ihm unser Ulanenwachtmeister mit dem Säbel das Fahren beibrachte. Bald kamen wir über die belgische Grenze, und nun änderte sich das Bild. Bäume waren ausgerissen, um die Wege für unsere Truppen zu versperren. Von Zeit zu Zeit kamen wir an Chaufseeposten und Wachen vorbei, Landsturm aus der Rheinprovinz mit alten Landwehrtshafos auf, wie man sie sonst nur noch auf alten Kriegsbildern von 1866 und 1870 sah. An gesprengten Brücken kamen wir vorbei, man hatte alles mögliche versucht, um es unseren einrückenden Truppen schwer zu machen. Aber alles war von den Pionieren beiseite geschafft, so daß unser

Marſch ganz glatt von ſtatten ging. Von der nun kommenden Zeit habe ich wenig Erinnerung mehr. Ein richtiges Tagebuch führte ich nicht, um nicht ſchlechtes eintragen zu müſſen. Jedenfalls waren es Marſchtage der ſchärſten Sorte, 50—60 km täglich bei glühender Hitze. Am Wege ſahen wir die erſten Toten, nicht von Feindeskugel, ſondern vom Hißſchlag getroffene.

Von Gefechten ſah man damals noch nichts, es hieß der Feind zöge ſich überall zurück. Hin und wieder hörten wir in dieſen Tagen Kanonendonner von Lüttich herrührend, wo ſich noch acht Forts wehrten.

Eines Tages, es war am 23. Auguſt, marſchierten wir wie immer, als der ferne Kanonendonner immer näher klang. Man ſagte uns, ein Gefecht entwickele ſich. Wir marſchierten ruhig weiter in einem ſchrecklichen Gelände, bergab, bergauf und wieder bergab. Daß unſere Wagen überall durchkamen, iſt bewundernswert. In einem Haferfeld kam die Nachricht, daß dort in der Nähe Verwundete lagen. Ich wurde mit einem Krankenwagen hingeſchickt. Es waren zwei Franzoſen. Zum erſtenmal ſah ich Feinde. Sie trugen dieſelbe Uniform wie 1870, rote Hoſen und den langen Infanterierock. Ich verband ſie ſorgfältig, brachte ſie ins nächſte Dorf, das verlaſſen war, und legte ſie in ein Haus, an deſſen Tür ich ſchrieb, hier liegen zwei verwundete Franzoſen. Ob ſie gefunden ſind, weiß ich nicht. Mitnehmen konnten wir ſie nicht. Am Abend deſſelben Tages kamen wir am Truppenverbandſplatz deſ 4. Garde-Rgtſ. vorbei, wo ein Unterarzt die zahlreichen Verwundeten verſorgte. Bald erreichte uns die Meldung, in einem Orte ganz nahe bei uns lagen 50 verwundete Deutſche, darunter ein Major. Ich ritt hin, es war ſchon finſtere Nacht und fand dort alle auf Strohhiegend unter Toten. Von allen Seiten wurde ich um Hilfe gebeten, nur der Major ſagte: „zu mir kommen Sie erſt, wenn die anderen verſorgt ſind“. Ich ſchickte Meldung zurück an die Kompagnie, daß die Einrichtung eines Hauptverbandſplatzes meiner Anſicht nach notwendig ſei, da mir inzwiſchen bekannt war, daß die anderen Häuser noch mit Verwundeten beſetzt ſeien. So wurde ohne Befehl vom Diviſionsarzt der Hauptverbandſplatz errichtet, und es gab viel zu tun.

Es waren die Folgen der ersten Schlacht des Gardekorps, die wir nun zu sehen bekamen. Nachdem die Verwundeten aus dem Gehöft abtransportiert waren, ritt ich weiter zu einem zweiten, mit Verwundeten vollgestopften Hause. Auch diese ließ ich zu dem inzwischen errichteten Hauptverbandsplatz transportieren, wobei mir die Hoboisten vom 2. Garde-Rgt. in dankenswerter Weise unter ihrem Obermusikmeister Graf zur Hand gingen. Viel tat ich dort mit der Morphiumspitze. Während ich noch beschäftigt war, kam plötzlich unser Rittmeister zu mir mit der Nachricht, daß auf dem Schlachtfelde noch etwa 200 Verwundete lagen und ich provisorisch einen Verbandsplatz in einer Feldscheune errichten solle zugleich mit dem Wagenhalteplatz. Es war ein eigenartiger Ritt. In finsterner Nacht über das Schlachtfeld querfeldein. Mehrere Male stolperte mein Pferd über tote Franzosen, die überall verstreut lagen. Schließlich kam ich an die Chaussee, an welcher die Feldscheune liegen sollte. Beim Schein meiner elektrischen Taschenlampe sah ich, daß die Franzosen den Chausseegraben als Schützengraben gebraucht hatten, denn es lagen die Toten zu Hunderten darin. An manchen Stellen war er ganz voll. Ich gelangte dann zum Orte meiner Tätigkeit, begann die Verwundeten, die schon da waren, einzuteilen in Leicht- und Schwerverwundete, legte die notwendigsten Verbände an und schickte die Marschfähigen nach hinten. Unsere Krankenträger waren inzwischen auch angekommen und suchten das Gefechtsfeld nach Verwundeten ab und brachten mir, was sie gefunden hatten, Deutsche wie Franzosen. Ich sah sie mir an und überwachte den Abtransport zum Hauptverbandsplatz. Dort traf ich einen Einjährigen von der Kaiser Wilhelms-Akademie, der am rechten Arm leicht verwundet war und der den ganzen Tag auf dem Schlachtfelde, soweit er mit dem einen Arm konnte, seinen Kameraden geholfen hatte. Von diesem hörte ich, daß das 2. Garde-Rgt. starke Verluste durch die französische Artillerie gehabt habe. „Wir wurden, so erzählte er, aus einem Gehöft an der Chaussee, auf der wir uns jetzt befinden, stark beschossen. Mit aufgepflanztem Seitengewehr ging es unter Hurra vor. Nachdem wir zweimal Hurra gerufen hatten, verstummte das Feuer, und die Franzosen liefen im Lauffschritt aus dem Hause und dem Chausseegraben,

in dem sie lagen. Unser Leutnant befahl hinlegen und auf den fliehenden Feind zu schießen, unsere Leute schossen aber im Stehen, weil sie so besser zielen konnten. Es war wie auf einer Treibjagd.“ So ähnlich sprachen alle. Manche von unseren Stürmern waren gar nicht zu Schuß gekommen, da der Feind vorher fortgelaufen war.

Endlich gegen 3 Uhr morgens waren die letzten Verwundeten abtransportiert, und wir konnten an Rückkehr denken. Der letzte Wagen fuhr gerade ab, als mehrere Schüsse fielen und einer unserer Krankenträger, der wenige Schritte von mir stand, schrie: „ich bin am Fuß getroffen“. Ich zog ihm den Stiefel aus, der ganz voll Blut war, verband ihn rasch und folgte dann drei Leuten in der Richtung, woher die Schüsse gekommen waren. Wir schossen einige Male in die Nacht, sahen aber nichts. Nun zogen wir endlich ab in der Hoffnung auf einige Stunden Ruhe, doch sollte mich die Hauptarbeit noch erwarten. Ich fand das Gehöft, in dem ich am Abend zuerst war, wieder voller Verwundeter und dabei die Bitte vom Oberstabsarzt, die Leute, die sich darin befanden, zu versorgen, da er mit seinen Herren niemand mehr verbinden könne und auch keinen Platz zum Lagern mehr habe. Ich befahl mir das Gehöft, in dem sich bis jetzt rat- und machtlos der Feldwebel befand. Es waren zwei Zimmer und zwei Scheunen voller Verwundeter, die zum Teil noch nicht versorgt waren. Ich bestimmte ein Zimmer für die Schwerverwundeten und begann wieder mit Verbandszeug und mit der Morphiumspritze zu arbeiten. Es waren im ganzen etwa 50 Verwundete, darunter 15 Franzosen, die ich in eine Scheune für sich legte, da sie furchtbar stinken. Es sind nicht allein die Turkos und Zuaven, die so stinken, sondern tatsächlich alle. Einen Schmutz tragen diese Leute am Leibe, daß man sie wirklich nicht für Söhne der Kulturträgerin Frankreich, der Grande Nation hält. Das Verarzten war entsetzlich. Auf dem mit Stroh belegten Fußboden lagen die Menschen eng nebeneinander wie die Heringe. Beim Durchkriechen mußte man sich vorsehen, daß man keinen trat. Bei den Franzosen passierte es, daß einer plötzlich laut neben mir aufschrie. Ich sah hin und bemerkte, daß ich mit meinem Fuß gegen sein bereits zerschmettertens Bein getreten war.

Die Beleuchtung bestand in einer Kerze und in einer Stalllaterne. Zu dem traurigen Bild ein trauriges Licht. Gegen morgen riß sich das im Garten angebundene Vieh los und versuchte in die Scheunen, in welchen die Verwundeten lagen, hineinzulaufen, Rinder und Schweine. Kaum Menschen können so nach ihrem verlorenen Heim schreien, wie diese Tiere es taten. Bei Tageslicht sah man, daß der ganze Hof voller Leichen war, die jetzt endlich beiseite gebracht wurden.

Gegen 10 Uhr vormittags (24. August) war alles verbunden und sonst versorgt. Die Küche waren gemolken und Erbsuppe gekocht, damit die Verwundeten etwas zu essen hatten. Dann endlich legte ich mich nach langer Arbeit zur Ruhe hin. Bereits um 1 Uhr nachmittags wurde der Hauptverbandsplatz und damit auch meine Krankenabteilung dem ablösenden Feldlazarett übergeben.

Alles dieses ging vor in einer Häusergruppe, welche den Namen Folle Pensée nach der Karte führt. Die spätere Zusammenstellung ergab, daß in dieser einen Nacht von uns über 200 Verwundete versorgt sind. Dieses war meine erste größere Tätigkeit im Felde und ich kann aus dem Grunde stolz auf diesen Tag sein, weil ich die ganze Arbeit allein und auf eigene Verantwortung ausgeführt habe.

Im Anschluß an den Bericht des Sohnes darf nicht versäumt werden, der segensreichen Tätigkeit der Mutter, Frau Martha Niemeyer geb. Rehorst, zu gedenken. Sie opferte den Hauptteil ihrer Häuslichkeit, um in den Lazaretten von Potsdam die Verwundeten liebevollst zu pflegen und, wie für ihre leibliche Genesung, so auch für ihre geistige Erfrischung zu sorgen. Sie war auch in der Richtung tätig, die dauernd Kriegsunfähigen einem ihren Fähigkeiten entsprechenden Beruf zuzuführen. So entdeckte sie bei einem ihrer Pflegebefohlenen hervorragende geistige Aufnahmefähigkeit und ruhte in der Folge nicht, als bis sie seine Ausbildung als Lehrer erreicht hatte. Auch war sie nicht nur vorübergehend der selbst auferlegten Pflicht eingedenk, sondern von Anfang des Krieges an bis zum unseligen Ende desselben, und wie schon erwähnt, nicht nur kurze Zeiten, sondern weitaus den größten Teil jeden Tages.